...ischen Agitation
...ischen Unterricht.
...ung
...des am 16.
...arfestes.
...Vorstand.
...Pfingstfeste
...Pfingstfeste
...Pfingstfeste

meistens katholische Frauen sind, welche in eine gemischte Ehe einwilligen, so ist die Gefahr für sie, den Glauben zu verlieren, nicht gering, weil bei dem dominierenden Einflusse des Mannes in allen anderen Dingen auch unbedingt das religiöse Leben der Frau nach verschiedenen Richtungen hin in Mitleidenschaft gezogen wird. Ein religiös gleichgültiges Weib wird aber auch von einem Protestanten nicht geachtet. Es ist also berechtigt zu sagen: „Wollt ihr Frauen fromm und tugendhaft bleiben, so nehmt euch nur echt religiöse, katholische Männer!"

Ein deutscher Jesuit.

(Friedrich von Spee.)

Gestorben am 7. August 1635.

Ein Heldenbildniß, deutsches Volk,
Grüßt Dich im Kampf der Zeit,
Ein Held, der Dich aus tiefer Schmach,
Aus dunklem Wahn befreit.

Als Deine Gauen, deutsches Volk,
Vom Feuerschein geloht,
Von Hexenglauben, Folterqual
In namenloser Noth.

Da war's ein echter, schwarzer Mönch,
Ein deutscher Jesuit,
Der fühlte Deine Schmach und Pein
In seinem Herzen mit.

Da stand er auf, vor die Gewalt
Trat er mit Liebesmuth
Und dämpfte mit des Kreuzes Licht
Die düst're Höllengluth.

Daß dieser frevle Wahn erlosch,
Das bleibt sein ew'ger Ruhm.
Und seine Brüder heimathlos —
O deutsches Heldenthum!

Verbannt, verfolgt — o sag', wann Recht
Wohl größere Unbill litt?
Es brach einst Ketten dunkler Schmach
Ein deutscher Jesuit.

Wird nicht in Deiner edlen Brust
Die deutsche Treue wach —
Weh, deutsches Volk, wie lange trägst
Du noch des Undanks Schmach? —

(J. v. Lißberg in Teschau in der „Augsb. Postzeitung.")

Der Jesuit, Friedrich von Spee.

Friedrich von Spee, aus dem jetzt gräflichen Geschlechte der Spee von Langenfeld, wurde im Jahre 1591 zu Kaiserswerth geboren. Im Jahre 1610 begab er sich nach Köln und ließ sich hier in den Orden der Gesellschaft Jesu aufnehmen. Während seines langjährigen Aufenthaltes im Kloster zog er nicht nur durch seine große Liebenswürdigkeit, seine Frömmigkeit und Sittenstrenge, sondern auch durch seine seltenen Kenntnisse und bedeutenden Geistesanlagen die besondere Aufmerksamkeit seiner Oberen auf sich.

Spee wurde als Missionar hinaus in die Oeffentlichkeit geschickt, und gleich das erste Feld, auf welches ihn sein Beruf führte, bot ihm Gelegenheit genug, seine Tüchtigkeit zu beweisen. Im Jahre 1627 begab er sich, dem Rufe seiner Oberen folgend, nach Franken, wo er besonders in den beiden Städten Bamberg und Würzburg sich der Seelsorge widmete. Nicht zwei volle Jahre mag er wohl in dieser Gegend zugebracht haben; aber diese Zeit ist für ihn sicher die qualvollste seines Lebens gewesen, eine Zeit des bittersten Seelenschmerzes.

Damals beherrschte der entsetzliche Wahn, daß es Hexen und Zauberer gebe, alle Köpfe, und zwar mit einer Macht, welche in der Weltgeschichte beispiellos ist. Bloß das finstere, unheimliche Aussehen einer alten Frau, irgend ein besonderes Merkmal an ihr, irgend eine zufällige Rede genügten schon vollauf, um eine solche Unglückliche bei dem abergläubischen Volke als eine Hexe zu verdächtigen und dem peinlichen Gericht zur Folter und zum Feuertode zu übergeben. Außergewöhnliche Häßlichkeit wie hervorragende Schönheit, tiefer Ernst wie ausgelassene Heiterkeit, Tölpelhaftigkeit wie besondere Klugheit

und Gelehrsamkeit, kurz, jede ungewohnte Erscheinung an einem Menschen galt als ein Zeichen teuflischer Einwirkung. Ein solcher mußte mit dem bösen Feinde im Bunde stehen und war dem Arm der rücksichtslos mit dem Tode strafenden Gerichte verfallen. Die Zahl der armen, unglücklichen Menschen, welche diesem furchtbaren Wahne zum Opfer fielen, grenzt ans Unglaubliche.

Spee nun lebte inmitten dieser Greuel; er sah tagtäglich dieselben sich vor seinen Augen vollziehen, ja er war von Amtswegen verpflichtet, die vermeintlichen Bösewichter zu bekehren und die armen Verurtheilten persönlich zum Scheiterhaufen zu beleiten. All der Jammer, den er da sah, drohte ihm das Herz zu zerreißen. Er überzeugte sich von der Unschuld dieser Schlachtopfer, und das Entsetzen über die Verblendung seiner Zeitgenossen erschütterte den edlen Mann so tief, daß er noch jung an Jahren, graue Haare bekam. Voll heiligen Eifers suchte er, wo er nur konnte, die Unglücklichen zu retten. Aber diese Versuche waren sehr gefährlich; denn wer sich damals der „Hexen" annahm, der wurde selbst ohne Unterschied des Standes und Charakters, als ihr Mitschuldiger angesehen und verdammt. Da nun Spee sah, daß er nirgends Gehör fand, wenn er sich der Schuldlosen annahm, ergriff er die Feder und schrieb ein Buch in lateinischer Sprache, worin er mit dem größten Scharfsinn und mit der ganzen Wärme seiner Begeisterung bewies, wie unsinnig, rechtswidrig und empörend das grausame Verfahren der Hexenrichter sei. Die Wirkung, welche dieses mit Freimuth und Beredsamkeit, wie mit gründlicher Sachkenntniß geschriebene Buch ausübte, war eine ganz außerordentliche. Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus drang der Ruf der gewaltigen Schrift, die infolge dessen in mehrere Sprachen übersetzt wurde. So steht Friedrich Spee groß als muthiger Kämpfer für die Sache der Vernunft in seiner Zeit da, als Vorfechter für eine glücklichere Nachwelt, in welcher mehr weise Männer auf seiner Bahn segensreich weiter schritten. Friedrich Spree bewies sich außerdem bei jeder Gelegenheit thatkräftig als echter Diener Gottes, als edler Menschenfreund.

Nachdem er ungefähr sieben Jahre lang auf dem Gebiete der Seelsorge thätig gewesen war, wurde er 1631 in die Stille des Klosters zu friedlicherer Thätigkeit zurückberufen. Zunächst wirkte er zu Köln als Lehrer an der Jesuitenschule mit dem rühmlichsten Erfolge. Er verstand es, seine Zuhörer durch eindringliche Beredtsamkeit und gründliche Sachkenntniß, sowie durch herzgewinnende Liebenswürdigkeit einzunehmen und ihre Kenntnisse und Fähigkeiten aufs erfolgreichste zu entwickeln und zu fördern; er wußte sie aber auch für alles Gute und Schöne zu begeistern und sie für ein tugendhaftes Leben zu gewinnen. Wie lange er in Köln blieb, läßt sich nicht genau bestimmen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Trier. Hier starb er, erst 44 Jahre alt, am 7. August 1635 als Opfer seiner Nächstenliebe; ein heftiges Fieber, welches er sich bei unausgesetzter Krankenpflege zugezogen hatte, raffte ihn dahin.

Auch als Dichter hat Friedrich sich ausgezeichnet. Er schrieb viele geistlichen Lieder voll tiefer Innigkeit, welchen er den Namen „Trutznachtigall" gab, weil sie trotz den Nachtigallen singen sollten. Eine andere Schrift von ihm ist sein „Güldenes Tugendbuch, das ist Werk und Uebung der drei göttlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe." Auch in diesen Schriften zeigt sich Spee als ein Mann der christlichen Liebe im vollsten Sinne. Unerschütterliches Gottvertrauen, innige Verehrung und Liebe zu seinem Erlöser, begeisterte Bewunderung der Werke Gottes, kindliche Dankbarkeit für die göttlichen Wohlthaten insbesondere sind die Quellen, aus denen seine Lieder hervorgehen.

Das Patenkind des Obersten.

Oberst Ermel war ein Murrkopf erster Güte. Trotz seines griesgramigen Wesens war er ebenso sehr geliebt als gefürchtet von den Offizieren des Regiments; auch seine Soldaten wußten wohl, daß er, wenn er in übler Laune war, gleich Arrest verhängte, dagegen ebenso gerne seiner Zufriedenheit Ausdruck gab, wenn es nach seinem Wunsch ging. Er war Junggeselle geblieben, obwohl er zur Zeit eine vorzügliche Wahl hätte treffen können, da er reichlich mit irdischen Gütern gesegnet war; aber er hatte sich immer grundsätzlich von aller Gesellschaft fern gehalten, niemand konnte sich rühmen, den Oberst je zu seinen Gästen gezählt zu haben. Er bewohnte nahe am Festungswalle ein großes und schönes Haus. Nach beendigtem Exerzieren sah man ihn fast immer in leinener Jacke in seinem Garten mit einem kleinen Mädchen von ungefähr 12 Jahren sich beschäftigen.

Wenn je ein unauflösliches Räthsel die sämmtlichen Gevatterinnen von M. in Aufregung versetzt hatte, dann war es dieses reizende blauäugige Kind von zwölf bis dreizehn Jahren. Das Kind wurde manchmal befragt über das geheimnißvolle Band, welches das Kind mit dem Oberst vereinigte; aber es antwortete nur kurz: „Er ist mein Pate." Die geschwätzigen Zungen hatten daher freien Lauf. Der alte Ermel war nie verheirathet gewesen. Er besaß keine Verwandten, er empfing niemanden. Wer mochte es also sein, dem sein Dach Schutz gewährte? Die Gevatterinnen verzweifelten an der Lösung dieses Räthsels. Der Oberst, in allen Dingen zurückhaltend, schwieg hartnäckig, wenn es sich um sein Patenkind handelte. Er umgab dasselbe mit zarter, fast mütterlicher Sorgfalt, welche mit seiner gewöhnlichen Strenge, mit seiner fast rauhen und befehlenden Stimme in auffallendem Widerspruch stand; letztere wurde fast zärtlich, wenn er mit seiner kleinen Bertha sprach.

Selbst uns gegenüber blieb er verschlossen; nicht die geringste Auskunft über das Kind konnten wir seinem Munde entlocken, und kam es vor, daß wir von Waisen, von großmüthigen Onkeln und Tanten sprachen, so kaute Ermel an seinem grauen Schnurrbarte, oder er fing an, ein Liedchen zu pfeifen.

Ich werde nie jenen Abend vergessen, an welchem der Oberst nun aber dennoch und zwar ohne von jemanden aufgefordert zu sein, uns das Räthsel löste. Und da begriffen wir allerdings, daß er nicht gerne von dem Ursprunge seiner Adoption des kleinen Mädchens sprach. Ein Offizier des Regiments war mit einem Orden ausgezeichnet worden. Diese Auszeichnung mußte nach althergebrachter Sitte reichlich „begossen" werden. Die Toaste wechselten mit dem Knallen der Champagner-Stöpsel. Beim Bachustische entspann sich nun über Pferde oder Stiefel, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau — ein Wortwechsel zwischen zwei Leutnants. Vom Wortwechsel bis zu einer regelrechten Herausforderung war es nur ein Schritt. Beim Sonnenaufgang des folgenden Tages sollte man sich hinter dem Festungswalle schlagen. Einige Minuten später schellten wir an der Wohnung des Obersten, um für den folgenden Morgen für die beiden Gegner und deren Sekundanten einen Urlaub zu verlangen. Der Oberst ließ uns unsere Bitte vorbringen, ohne ein Wort zu sagen. Als wir geendet hatten, erhob er sich, pflanzte sich plötzlich vor uns auf und schrie „Sie sind Einfaltspinsel, meine Herren!"

Wir waren wie vom Himmel gefallen. „Aber, Herr Oberst", wagte einer von uns zu sagen, „ich verstehe wirklich nicht".

„Wie?" fuhr Ermel auf, „Sie verstehen mich nicht? Ich spreche doch nicht französisch. Ich sage, daß Sie sechs Einfaltspinsel sind, daß Sie acht Tage Arrest haben."

Nie hatte ich den Oberst so aufgeregt gesehen. Wir hüteten uns aber wohl, Aufklärung von ihm zu verlangen, obwohl wir nicht verstanden, was er wollte. Es herrschte einige Augenblicke tiefes Schweigen. Dann, wie wenn nichts vorgefallen wäre, stellte er eine Kiste Cigarren auf den Tisch nebst einer Flasche Wein und begann mit der sanften, melodischen Stimme, die man manchmal an ihm wahrnahm: Setzen Sie sich und hören Sie mich an:

Vor dreizehn Jahren lag ich in X. Ich hatte zum Kameraden, zum unzertrennlichen Freund einen Offizier, dem eine glänzende Zukunft bevorstand; er war etwa zehn Jahre jünger als ich. Ludwig — dies war sein Vorname — war ohne Vermögen und hatte auch eine junge Frau geheirathet ohne Mitgift, aber die Frau war so gut, so schön, so sanft: Millionen hätten ihrem Werthe nichts hinzufügen können. Ich suchte das Paar manchmal auf in dem stillen Heim. Wenn ich den Freund so zwischen seiner jungen Frau und seinem blonden Kindchen sitzen sah; wenn ich das auf dem heitern Antlitze Ludwigs ausgeprägte Glück betrachtete; wenn ich in den Augen seiner Gefährtin die Liebe sah, welche sie für den rechtschaffenen Gefährten ihres Lebens empfand, dann sagte ich mir, daß der Kamerad den besten Theil erwählt habe und ich bedauerte fast mein Alleinsein. Ludwig ging außer seiner

Exerzierzeit nie aus; kein Spiel lockte ihn an. Eines Tages jedoch — es war nach der Inspektion des Generals — speiste er mit uns. Es war damals ein Offizier im Regimente, der wegen seiner rauhen und wilden Sitten bei allen Beförderungen übergangen worden war. Dieser schien seit einiger Zeit bei jeder Gelegenheit Streit mit Ludwig suchen zu wollen. Ludwig jedoch gab sich den Anschein, als bemerke er nichts und, wie gewöhnlich, waren die Sticheleien von D. umsonst. An diesem Abend jedoch, als Ludwig Abschied nehmen wollte, erlaubte sich D. ohne alle Ursache eine jener beleidigenden Reden, die ich nicht wiederholen will. Ich sah meinen Freund erbleichen. Er faßte sich jedoch wieder. „D.", sagte er ruhig, „das Wort müssen Sie zurücknehmen!"

„Es wäre das erstemal meines Lebens, daß solches geschehe. Ich habe gesagt, was ich gesagte habe und stehe zu Deinen Diensten", schrie der Streitsüchtige.

Ludwig ging hinaus und winkte mir, ihm zu folgen. Ich war, glaubte ich, noch aufgebrachter als er, und ohne auf ein Wort von ihm zu warten, platzte ich heraus: „Den wird es morgen reuen! Welch gemeine Unverschämtheit!"

„Ich überlasse die Sache Dir", sagte mir Ludwig: „sage mir morgen früh um sechs Uhr in der Kaserne, was zu machen ist. Aber, mein Freund, kein Wort davon zu meiner Frau!"

„Wenn ich gewollt hätte, ich gestehe es jetzt mit tausend Gewissensbissen, so würde die Geschichte gütlich beigelegt worden sein. Aber ich war entschieden für das Duell. Eine kleine Schramme, sagte ich mir, und die Sache ist erledigt; dieser D. wird zu unverschämt; er verdient eine Lektion, und er wird sie bekommen. Unter diesen tröstenden Gedanken schlief ich ein.

Zur festgesetzten Stunde sah ich Ludwig in der Kaserne. Es willigte in alles ein, was ich angeordnet hatte, und erzählte mir, daß er, um die Sache seiner Frau zu verheimlichen, einen Morgendienst vorgeschützt habe. „Auf diese Weise," fügte er hinzu, „werde ich zurückgekehrt sein, um zu frühstücken, ich müßte denn . . ." Noch höre ich ihn, wie er mit seiner ernsten und sanften Stimme fortfuhr: „Ermel, ich habe eine Frau und ein Kind, deren einzige Stütze ich bin . . . Ich will jetzt nicht erwägen, ob ich das Recht habe zu thun, was ich jetzt im Begriffe bin, zu thun, und ob die Pflicht als Vater und Gatte mir nicht etwas anderes befiehlt. Aber wenn mir ein Unglück begegnete, so wirst Du die Meinigen trösten, nicht wahr?"

Ich drückte ihm schweigend die Hand und suchte durch Achselzucken die Rührung zu verbergen, die in mir aufstieg. „Lassen Sie mich abkürzen," fuhr der Oberst mit gedämpfter Stimme fort. „Jetzt sind es dreizehn Jahre, seit ich jenes Schauspiel vor Augen habe! Und ich sehe durch den Nebel meiner Thränen immer wieder meinen jungen und edelmüthigen Freund wie er Stellung nimmt, wie er mit Ruhe und Maß die Angriffe seines Gegners abwehrt. Ich höre ihn noch, wie er mit sterbender Stimme das verhängnißvolle Wort ausspricht: „Ich bin getroffen!" Wie er, nachdem ich ihn in meinen Arm aufgefangen hatte, noch flüsterte: „Meine Frau! . . . . Bertha! . . mein Gott! . . noch flüsterte: „Meine Frau! . . . Bertha! . . . mein Gott! . . . Verzeihung . . ." Sein Gegner hatte ihn durchbohrt. — — Es gelang mir noch, einen Priester zu erreichen, der dem Unseligen die heil. Sakramente spendete. Ach, meine Schuld war größer als die seinige! So starb er doch noch christlich.

Wir schlichen uns zurück in die Stadt, wie Verbrecher, die ihr Opfer mitnehmen. Wir wagten es nicht, den Leichnam in das vordem so glückliche Häuschen zu tragen. Was ich der armen Wittwe mit gesenkten Augen vorstotterte, weiß ich nicht. Die unglückliche Frau jedoch verstand mich nur zu gut: sie sank zu Boden mit dem verzweifelten Aufschrei, der noch in diesem Momente wie ein Fluch in meinem Herzen wiedertönt: „Ihr habt ihn getödtet."

Man überlebt dergleichen Gemüthsbewegungen nicht. Drei Monate später ruhte die Frau neben demjenigen, den sie so sehr geliebt hatte. Ich habe mich den Worten meines Freundes: „Du wirst sie trösten", erinnert. Was mir unmöglich war, für die Mutter zu thun, that ich für das Kind. Der Beichtvater, mit dem ich abrechnete, hat mich dazu verpflichtet und mit vollem Recht. Ich habe mich nicht verheirathet, da ich das Mädchen als meine